

Vergehendes und Werdendes.

1. Sinkende Zeiten. Erzählung aus dem letzten Saniakriege. Von Ernst Jungmann. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt. 1890. Gr. 8. 5 M.
2. Herrn Schellbogen's Abenteuer. Ein Stücklein aus dem alten Berlin von Julius Rodenberg. Berlin, Gebr. Paetel. 1890. 8. 4 M.
3. Varias. Fatalistische Geschichten von Ola Hansson. Berlin, Zoberbier. 1890. 8. 2 M. 50 Pf.
4. Stine. Von Theodor Fontane. Berlin, Fontane. 1890. 8. 3 M.

Trotz der sehr geringen Anzahl der hier zur Besprechung vorliegenden Arbeiten spiegelt sich in den wenigen Büchern das Auseinandergehen der literarischen Strebungen. Theils noch Ausläufer von Vergangenen, Absterbendem, theils Suchen nach neuen Pfaden und endlich auch glückliches Finden.

„Sinkende Zeiten“ (Nr. 1) von Ernst Jungmann verdient kaum Erwähnung. Als geschichtliche Darstellung bietet die Erzählung zu wenig an historischer Begründung, als künstlerische Anschauung einer Episode aus der Geschichte ist sie durchaus verfehlt: eine breite Menge von Thatsächlichem, das sich naturgemäß an die Personen knüpft, von denen es ausgeht; aber keine Vertiefung, keine Charakterentwicklung der Träger und folglich kein Erwecken wahren Antheils an ihnen. Ein einzelner Zwischenfall (S. 243—254), Erzählung eines Hexenprocesses, bietet an sich allein Stoff zu dem ergreifendsten Kunstwerke, falls ein Dichter, wie etwa Hans Hofmann im „Hexendoctor“, sie behandelt; doch so, wie sie hier in trockenster Mächtigkeit geboten wird, genügt sie kaum der Anforderung an den einfachsten thatsächlichen Bericht über ein Geschehniß.

Für Lübecker, die sich mit der Geschichte ihrer Vaterstadt beschäftigen, mögen „Sinkende Zeiten“ mit ihrer eingehenden Schilderung bedeutender Ereignisse und Zustände, trotz der Aeußerlichkeit dieser Schilderung, ein Interesse haben, doch nur sehr sinkende Zeiten, denen der Begriff künstlerischer Behandlung durchaus abhanden gekommen, könnten eine derartige Breite ohne jede Tiefe als epische Leistung betrachten.

So verfehlt das erste, so veraltet ist das zweite. „Herrn Schellbogen's Abenteuer“ (Nr. 2) von Julius Rodenberg ist ein Echo aus einer fernen Welt, die weit hinter uns liegt und aus der kaum Fäden in die Gegenwart hinüberreichen, und das nicht allein, weil in der That nicht eine einzige der Ideen, die unsere Zeit bewegen, darin wiederklingt — das wäre zulässig, da die Erzählung um ein ganzes Menschenalter zurückgreift — sondern hauptsächlich, weil die Gestalten gemacht sind, kein wahres Leben besitzen. Sie sind zusammenconstruirt, und da ihre verschiedenen Bestandtheile nicht miteinander verschmolzen, sondern nur aneinandergeheftet sind, so fallen sie wieder auseinander, statt sich zu einem Ganzen zu

runden. Herr Schellbogen soll eine halb humoristische Figur sein, wirkt aber lächerlich, statt humoristisch. Es erscheint in dieser Schilderung entschieden unwahr, daß ein Mann, der seit einem Menschenalter ein „Weißwaaren- und Leinengeschäft“ besitzt und daran reich geworden ist, sich so einschüchtern läßt in einem Laden, daß er aus lauter Verlegenheit unter anderm „einige neunzig Bogen Fliegenpapier“ (S. 56) erstekt. So unwahr wie der Held ist auch die Heldin: eine Mutter, die ihr einziges Kind, ein Töchterchen von sechs Jahren, verläßt, „um dem heranwachsenden Kinde den Anblick einer mishandelten Mutter zu ersparen“ (S. 183). Sie ist überzeugt: „daß ich kein Recht hatte, das Kind wider den Willen seines Vaters mir anzueignen.“ Dieser Mann, vor dem sie flieht, weil sie seine Schlechtigkeit kennt, weiß sein Recht an das Kind, das sie ihm freilich durch Unterbringung in eine Kinderbewahranstalt zu entziehen versucht, aber durch ihre Flucht doch thatsächlich allein überlassen hat, zur Geltung zu bringen und zu misbrauchen. Das mußte sich die Mutter klar machen — und doch verläßt sie es, ohne einen Versuch, sich ihm wieder zu nähern.

Julius Rodenberg hat eine schöne Begabung, aber sie ist in enge Grenzen gebannt: mit feinstem Verständnisse weiß er bestimmte Situationen in Menschen wie Natur in Stimmung umzusetzen. So sind auch einzelne solcher hier wirkungsvoll und anheimelnd gezeichnet, Schilderungen, über denen es wie die friedliche Ruhe warmen herbstlichen Sonnenuntergangs liegt. Aber zur Schöpfung ganzer Charaktere bedarf es dichterischer Gestaltungskraft. Jean Paul's humoristische Figuren sind trotz aller Sonderlichkeiten ganze Menschen; sie sind aus einem Gusse; ebenso die ihnen entfernt verwandten Schöpfungen des feinfühligsten italienischen Humoristen der Gegenwart, Salvatore Farina. Der Dichter sieht seine Menschen lebendig vor sich und schildert das Leben, das wirklich in ihnen ist. Wie lässig der moderne Schriftsteller sein erstes Handwerkzeug behandelt, aus dem unsere Großen so Großes gemacht haben, kommt zu schmerzlichem Bewußtsein, wenn man bemerkt, wie der Herausgeber der verbreitetsten deutschen Zeitschrift mit der Sprache umgeht. Auf derselben Seite (168) heißt es zweimal „die Stiefeln“; ohne die Wiederholung wäre dieser Berlinismus selbstverständlich für einen Druckfehler gehalten; S. 208 wird „gehofft“ statt erwartet gebraucht; S. 240 wird von „erlöstem Gelde“ statt einfach von gelöstem gesprochen.

Nur in Zeiten, wo der Sinn für Kunst kein unmittelbar lebendiger mehr ist, kann er sich so weit verirren, daß er sich aus seinem eigenen Gebiete in weit entlegenes fremdes verliert, wie es der Fall ist in „Varias“ von Ola Hansson (Nr. 3). Leider wiederholt sich diese Erscheinung in der Gegenwart nicht selten: unsere „Dichter“ (?) versuchen „mit den Werkzeugen der Wissenschaft und an